



WEGE DER VERWANDTSCHAFTS-
FORSCHUNG
SIMON TEUSCHER

Simon Teuscher ist seit 2006 Professor für Geschichte des Mittelalters an der Universität Zürich. Er studierte Geschichte, Skandinavistik und Philosophie an den Universitäten Bergen und Zürich, wo er 1996 promovierte und ein paar Jahre als Assistent arbeitete. 1999–2005 war er Visiting Assistant Professor an der University of California in Los Angeles; 2004–2005 Member am Institute for Advanced Study in Princeton; 2005–2006 SNF-Förderprofessor an der Universität Basel. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören Schriftgebrauch, Administrationskultur und soziale Beziehungen im spätmittelalterlichen Westeuropa. Er publizierte u. a. *Lord's Rights and Peasant Stories: Writing and the Formation of Tradition in the Later Middle Ages* (Philadelphia 2012); *Blood and Kinship: Matter for Metaphor from Ancient Rome to the Present* (New York 2012, zusammen mit Christopher H. Johnsons, Bernhard Jussen und David Sabeau, Hg.); *Bekannte – Klienten – Verwandte: Soziabilität und Politik in der Stadt Bern um 1500* (1998). – Adresse: Historisches Seminar, Universität Zürich, Karl-Schmid-Strasse 4, 8006 Zürich, Schweiz.
E-Mail: simon.teuscher@hist.uzh.ch

Ich bezog das kleine Büro im Neubau mit dem Vorsatz, mein Buch bis zum folgenden Sommer fertig zu schreiben. Es handelt von Umbrüchen im gelehrten Nachdenken über Verwandtschaft während des späteren Mittelalters. Mein Hauptinteresse gilt Veränderungen in den Systematisierungen der Verwandtschaft (etwa in der Form von Zählung von Verwandtschaftsgraden), in ihren Visualisierungen (beispielsweise in abstrakten Diagrammen, Körperbildern, Stammbäumen) und in den Vorstellungen über die Physiologie (etwa über geteiltes Fleisch, gemischtes Blut).

Aktuelle Debatten über die sozialen Implikationen der Gentechnologie und der künstlichen Reproduktion verleihen dem Thema einige Brisanz. Zurzeit werden in der Kulturanthropologie herkömmliche Grenzziehungen zwischen natürlichen (physiologischen, biologischen, genetischen) und kulturellen Aspekten des Verwandtseins hinterfragt. Diese Diskussionen wollte ich um eine historische Perspektive erweitern. Denn gerade in der Auseinandersetzung mit bahnbrechenden naturwissenschaftlichen Entwicklungen werden kulturelle Vorstellungen über physiologische Dimensionen der Zusammengehörigkeit (z. B. „Blutsbande“, „Reinblütigkeit“) mobilisiert, die schwer anders als durch ihre lange Vorgeschichte zu erklären sind.

Den Ausgangspunkt meines Projekts sollte die Beschäftigung mit Kommentaren zu den *Arbores consanguinitatis et affinitatis* bilden, die Theologen und Juristen zwischen dem 12. und dem 15. Jahrhundert verfasst hatten. Ich hatte in den Monaten vor dem Wiko etwa zwanzig solche Kommentare gefunden. Sie diskutierten in erster Linie, wie man Verwandtschaftsgrade berechnet und Verwandtschaft in Diagrammen darstellt. Davon ausgehend fragten manche nach der Physiologie, der Kosmologie und den moralischen Implikationen von Verwandtschaftsbeziehungen. Anfänglich ging es in dieser gelehrten Tradition vor allem um die Durchsetzung von Inzestverboten, d. h. gewissermaßen um die Vermeidung der Verwandtschaft. Mit der Zeit erschien Verwandtschaft aber in immer mehr Zusammenhängen als gesellschaftliche Ordnungskategorie. Entgegen Vorstellungen über einen Bedeutungsverlust der Verwandtschaft seit dem Mittelalter soll das Projekt thematisieren, wie Verwandtschaftsvorstellungen bei der Entstehung moderner Kategorisierungen des Sozialen produktiv wurden.

Durch die Verlockungen des Wiko wollte ich mich nicht vom schon eingeschlagenen Weg abbringen lassen. Ich war fest entschlossen: Meinetwegen sollten Vorträge, Seminare und Gespräche mit anderen mich auf neue Gedanken bringen, aber bitte nur mit Blick auf künftige Vorhaben! Wann immer sie mein gegenwärtiges Projekt ins Wanken brachten, zog ich mir einen Pullover über und spazierte um den Halensee: Vor dem Haus links Richtung Trabener Straße, an den Villen vorbei, die steile Treppe hinunter zum grünen Wasser, auf dem bald schon Herzblätter schaukelten. Hie und da badete noch ein Unerschrockener. Bei der Liegewiese ließ ich mir den Wind entgegenwehen, schlug dann den steilen Weg ein, hinauf zur Autobahnausfahrt, über den Rathenauplatz und zurück zur Wallotstraße. Undurchdringlich, als wäre er an den Baumwipfeln festgeschraubt, wölbte sich ein grauer Herbsthimmel über alles. Er schien zu versprechen, dass noch Zeit bleibt.

Schon in den ersten Wochen hatte ich mein Dienstagskolloquium gehalten. In den Tagen danach begannen mir meine Mitfellows zuzusetzen. Aus der Gruppe, die zu Quantifizierung arbeitete, kam die Anregung, die Graduierung der Verwandtschaft als Quantifizierung zu verstehen und Fragen nach den mit solchen Quantifizierungen oft verbundenen Verschiebungen von Definitionsmacht zu stellen. Andere fragten, ob ich wirklich glaube, ich könne dem Eurozentrismus der Verwandtschaftsforschung dadurch beikommen, dass ich der Geschichte von Verwandtschaftskonzeptionen nachgehe – und dies ausgerechnet in Europa! Die Evolutionsbiologen fanden mich unverständlich, wollten es aber genauer wissen. Sie erklärten mir ihre eigenen Debatten darüber, was Verwandtschaft eigentlich ist. Mir wurde klar, dass ich das Natürliche an der Verwandtschaft nicht historisieren konnte, ohne zur Kenntnis zu nehmen, dass diese Natürlichkeit selbst in den Naturwissenschaften kontrovers ist. War ich vom Weg abgekommen oder hatte ich ihn gar nie wirklich gekannt?

Dazu kam ein Weiteres. Schon bald schwante mir, dass über die mir schon bekannten mittelalterlichen Verwandtschaftstraktate hinaus vielleicht noch einige mehr überliefert sein könnten – vielleicht vier oder fünf? Die Wiko-Bibliothek half nicht nur engagiert, sondern vor allem auch unglaublich kompetent bei der Suche. Bald trafen mehr und mehr Digitalisate neuer Handschriften aus der ganzen Welt ein. Nach ein paar Wochen stellte ich erschrocken fest, dass sich mein Untersuchungsmaterial jetzt nicht mehr aus ein paar Dutzend, sondern aus ein paar hundert Traktaten zusammensetzte ...

Langsam erfassten mich Zweifel daran, ob ich bis zum Sommer auch nur in die Nähe des Abschlusses meines Buches gelangen würde. Wenn ich nicht mehr wusste, wie ich das anstellen sollte, zog ich meinen Wintermantel an und ging um den Halensee. Vorbei an den Villen, die Treppe hinunter zum Wasser, das grau dalag und in der Kälte rauchte. Der Schnee schluckte jedes Geräusch, ein Unverfrorener stapfte ins Wasser, prustete und schwamm ein paar Züge. Ich sprach mir Mut zu: Solange der Frost anhielt, würde die Zeit nicht ganz wegschmelzen.

Im Lauf des Winters hielt ich Vorträge vor Kollegen aus der Mittelalterforschung. Ihre Fragen und Einwände machten mir bewusst, dass einige meiner Befunde geeignet waren, verbreitete Ideen über die Entwicklung der Verwandtschaft zwischen Mittelalter und Neuzeit zu hinterfragen. Sollte ich den Meistererzählungen und ihrer Kritik aus dem Weg gehen? Oder die Herausforderung annehmen und versuchen, meine gelehrten Traktate zum Ausgangspunkt einer umfassenderen Neudeutung der Geschichte der Verwandtschaft in Europa zu machen? In dem Fall müsste ich mich darauf beschränken, die

Grundzüge der gelehrten Debatten hervorzarbeiten und an Flughöhe gewinnen. Dem stand mein kaum zu stillendes Verlangen gegenüber, immer tiefer in die entdeckten Handschriften abzusteigen, den Autoren auf ihren argumentativen Um- und Abwegen zu folgen.

Unterdessen fand das Personal der Wiko-Bibliothek neue unbekannte Handschriften. Es waren längst mehr, als ich jemals würde lesen können. Und wer hätte der Versuchung, die von den Rechercheleistungen dieser Bibliothek ausging, widerstehen können? Ich konnte mich nicht davon abhalten, immer neue Suchformulare auszufüllen. Es zeigte sich, dass selbst so prominente Autoren wie Konrad von Megenberg und Giovanni Legnano bisher kaum beachtete Abhandlungen zur Verwandtschaft geschrieben hatten. Wenigstens die musste ich noch lesen! Und auch jenen Pariser Juristen, der forderte, Verwandtschaft nicht mehr als sich verzweigenden Baum zu visualisieren, sondern als aufgetürmte Brunnschalen, die sich ineinander ergießen ...

Gegen Ende des Winters führte ich einen Workshop durch, der eine schon im Vorjahr begonnene Diskussion über die Epistemologie der Sozialgeschichte weiterführte. Letztlich ging es um die Frage, wie sich Akteure der Vergangenheit in ihrer Konturierung durch Beziehungen erfassen lassen – jenseits des herkömmlichen Klassendeterminismus, jenseits aber auch des gesellschaftsblinden methodologischen Individualismus. Unsere Diskussionen konzentrierten sich auf das Problem der Mediation von Beziehungen – auf die Frage, wie Beziehungen nicht nur von den Akteuren, die sie verbinden, sondern auch den Dingen, um die sie sich drehen, gestaltet werden. Wie formen Güter, Häuser, Landstücke, Handwerksbetriebe oder Mahlzeiten Beziehungen? So grundsätzlich das klingt, ließe sich das vielleicht doch recht unmittelbar in meinem Projekt umsetzen. Zwischen den Zeilen geben die theologischen und juristischen Traktate zu verstehen, dass verbreitete Formen des Nachdenkens über Verwandtschaft, zumal in den Führungsschichten, beim Medium der Besitztümer ansetzten, die unter Verwandten von Generation zu Generation weitergegeben wurden. Demgegenüber konzeptionalisierten die Gelehrten Verwandtschaft, je später desto entschiedener, durch die Mediation physiologischer Substanzen wie Fleisch und Blut. So konnte Verwandtschaft leisten, was sie in der Mediation durch Güter kaum je gekonnt hätte: Sie machte die großen abstrakten sozialen Kategorien wie Stand, Rasse und Nation operationalisierbar, von denen die westlichen Gesellschaften der Neuzeit so stark heimgesucht werden sollten.

Auch die Gespräche mit den Biologen setzten sich fort und mündeten in neue Fragen: Lassen sich die kulturalanthropologischen und historischen Debatten für die Kontroverse

zwischen Anhängern der Group Selection und der Kin Selection relevant machen? Unser Verdacht war, dass die Heftigkeit dieser Kontroverse daher rührte, dass in beiden Positionen implizite, aber letztlich hochpolitische Annahmen über die Bedeutung von Verwandtschaft, von Individuen, Akteuren und Beziehungen angelegt sind. Könnten aktuelle sozialwissenschaftliche Diskussionen über Akteure und ihre Relationalität hier mit neuen, weniger polarisierenden Modellen einspringen? Und stellte das neue Interesse an Kooperation in der Evolutionsbiologie nicht auch die Sozialwissenschaftler noch einmal neu vor die Aufgabe, ihre Vorstellungen über Beziehungen im Spannungsfeld zwischen Natur und Kultur oder Historizität zu überdenken?

Unterdessen ließ sich nicht mehr leugnen, dass ich die Zielgerade meines Projekts verfehlen würde. Es hatte auf Um- und Rundwegen um den See Weiterungen erfahren. Vielleicht hatten diese es nach neuen Richtungen hin anschlussfähig gemacht. Sicher kamen so Prozesse in Gang, die nicht nur Oberflächen betrafen, sondern Fragestellungen umwälzten, Quellenlektüren neue Richtungen wiesen und Argumentationsgänge auf neue Bahnen lenkten. Das würde dauern. Mittlerweile hatte ich beim Spazieren schon ein paarmal die Jacke ausgezogen. Der See kräuselte sich blau unter den sprießenden Bäumen, die Vögel waren zurück. Ich kann mich nicht erinnern, je zuvor so viele Arten gesehen und gehört zu haben. Ich ertappte mich dabei, mich über die Leute zu ärgern, die sich schon nackt auf der Wiese zum Sonnenbad hingelegt haben. Es handelte sich nicht mehr um einzelne Verbissene, sondern um vergnügte Grüppchen. Als ließe sich nicht diskreter darauf hinweisen, dass der Sommer und mit ihm das Ende der Zeit am Wiko nahten. Würde es am Ende dazu kommen, dass ich selbst in den See springe? Jedenfalls werde ich mit neuen Fragen, neuen Kooperationsprojekten und frischer Neugier aus Berlin abreisen und viel Arbeit mit nach Hause nehmen. Dorthin, wo die Winter noch rascher dahinschmelzen.